

Pajtim Statovci  
*Grenzgänge*



Pajtim Statovci

*Grenzgänge*

Roman

Aus dem Finnischen  
von Stefan Moster

Luchterhand

Die finnische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»Tiranan Sydän« bei Otava, Helsinki.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

*Zitat Seite 5 aus:*

Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis. Roman.  
Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Suhrkamp Verlag 2004.

*Zitat Seite 99 aus:*

Imre Kertész: Roman eines Schicksalslosen.  
Aus dem Ungarischen von Christina Viragh. Rowohlt Verlag, 1999.

*Zitat Seite 243 aus:*

Orhan Pamuk: Das neue Leben. Roman.  
Aus dem Türkischen von Ingrid Iren. Carl Hanser Verlag, 1998.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

© 2021 Luchterhand Literaturverlag, München  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe

© 2016 by Pajtim Statovci

Umschlaggestaltung: Buxdesign, München  
nach einem Entwurf und unter Verwendung  
einer Illustration von Tyler Comrie

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-630-87641-2

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)  
[www.facebook.com/luchterhandverlag](http://www.facebook.com/luchterhandverlag)

*Manchmal stellen Tatsachen  
auch eine Bedrohung für die Wahrheit dar.*

*Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*



Die Rippe Gottes  
*Rom 1998*

Wenn ich über meinen Tod nachdenke, ist der Moment, in dem ich sterbe, immer gleich. Ich trage ein einfarbiges Hemd mit Knöpfen und eine dazu passende Hose aus dünnem Stoff, und das Sterben vollzieht sich so leicht, als ginge ich einen sanft abfallenden Hang hinab. Es passiert an einem frühen Morgen, und ich bin glücklich, ich empfinde die gleiche Zufriedenheit und Ruhe wie während der ersten Bissen meines Lieblingsgerichts. Bestimmte Menschen stehen um mich herum, ich kenne sie noch nicht, aber eines Tages werde ich sie kennen, und ich befinde mich an einem bestimmten Ort, ich liege in einem Einzelzimmer in einem Krankenhausbett, niemand stirbt neben mir, und draußen kommt der Tag langsam auf die Beine wie ein von Rheuma geplagter Greis. Meine Lieben sagen bestimmte Sätze zu mir, eine bestimmte Berührung auf meiner Hand und ein Kuss auf meiner Wange fühlen sich nach dem Zuhause an, das ich um mich herum errichtet habe wie ein Heiligtum.

Dann geben meine Organe auf, eines nach dem anderen, und meine Körperfunktionen setzen aus: Mein Gehirn sendet keine Befehle mehr an meinen Körper, der Fluss meines Blutes ist unterbrochen, mein Herz bleibt für immer stehen, und es gibt mich einfach nicht mehr. Wo einmal mein Körper war, sind jetzt nur Haut und Gewebe,

unter dem Gewebe sind Flüssigkeiten und Knochen und bedeutungslose Organe.

Ich bin ein zweiundzwanzig Jahre alter Mann, der sich manchmal benimmt wie meine Vorstellung von einem Mann: Mein Name ist Anton oder Adam oder Gideon, je nachdem, was mein Ohr gerade lieber mag. Ich bin Franzose oder Deutscher oder Grieche, aber niemals Albaner, und ich gehe auf eine ganz bestimmte Weise, so wie mein Vater mich zu gehen gelehrt hat, nach seinem Vorbild, gleichmäßig und breitbeinig ausschreitend, mir der Haltung meines Brustkorbs und meiner Schultern bewusst, meine Kiefer sind angespannt, als würde ich mich versichern, dass niemand mein Revier betritt. Und dann brennt die Frau in mir auf dem Scheiterhaufen. Wenn mir der Kellner im Café oder im Restaurant die Rechnung bringt und mich nicht fragt, warum ich allein esse, schwelt die Frau in mir. Wenn ich etwas an meinem Essen auszusetzen habe und es in die Küche zurückgehen lasse, oder wenn ich in irgendein Geschäft gehe und die Verkäuferinnen sofort hilfsbereit auf mich zukommen, bricht die Frau in mir erneut in Flammen aus und wird Teil des Kontinuums, das seit dem Moment besteht, in dem man uns erzählte, wie die Frau aus der Rippe des Mannes entstand, nicht als Mann, sondern neben dem Mann, an dessen linker Seite.

Manchmal bin ich eine zweiundzwanzig Jahre alte Frau, die sich benimmt, wie es ihr gefällt. Ich bin Amina oder Anastasia, der Name hat keine Bedeutung, und ich bewege mich so, wie ich meine Mutter sich bewegen sah, meine Fersen berühren beim Gehen kaum den Boden.

Ich widerspreche den Männern nicht, ich lege im ganzen Gesicht Foundation auf, pudere es, nehme mir dann die Augen vor, mit Eyeliner und Kajalstift, mit Lidschatten und Wimperntusche. Ich setze die blauen Kontaktlinsen ein, um wie neugeboren zu sein, und in diesem Moment brennt der Mann in mir nicht, ganz und gar nicht, sondern er begleitet mich auf meinem Weg durch die Stadt. Wenn ich in dasselbe Restaurant gehe und dasselbe Gericht bestelle, über das ich mich aus demselben Grund beschwere, bringt der Kellner das Essen nicht in die Küche zurück, sondern erklärt mir, das Fleisch sei genau so gebraten, wie ich es bestellt habe, und wenn er mir die Rechnung bringt, beobachtet er mich, als wäre ich ein Kind, wie ich das Portemonnaie aus meiner Handtasche wühle, um das Geld herauszuholen, und verschwindet dann mit einem flüchtigen Dank in die Küche. Der Mann in mir will ihm nachgehen, aber wenn ich an mir hinunterschaue und sehe, was ich an habe, mein schwarzes Sommerkleid und meine dunkelbraunen Pumps, weiß ich, dass sich so etwas für eine Frau nicht gehört. Also verlasse ich das Restaurant, gehe auf die Straße hinaus, wo mir die italienischen Männer hinterherrufen oder -pfeifen, manchmal so laut, dass sie den Mann in mir dazu bringen, mit gesenkter Stimme über sie zu fluchen. Dann verstummen sie und heben die Hände, als stünden sie einem Herausforderer auf Augenhöhe gegenüber.

Ich bin ein Mann, der keine Frau sein kann, der aber manchmal aussehen kann wie eine Frau, wenn ich es will. Das ist meine beste Eigenschaft, eine Maskerade, die ich an- und ablegen kann, wann es mir passt. Manchmal geht

das Spiel damit los, dass ich etwas Androgynes anziehe, etwas wie einen formlosen Umhang, und hinausgehe, und dann stellen die Menschen Vermutungen an, es stört sie, dass sie keine Klarheit darüber haben, ob es nun so oder so ist, in öffentlichen Verkehrsmitteln, in Restaurants, in Cafés, es irritiert sie wie ein Splitter unter dem Fingernagel, und dann tuscheln sie entweder miteinander oder fragen mich direkt: *Bist du ein Mann oder eine Frau?* Manchmal sage ich, ein Mann, manchmal, eine Frau. Manchmal antworte ich ihnen gar nicht, manchmal frage ich sie, was sie selbst meinen, und sie antworten gern, als wäre es auch für sie ein Spiel, sie konstruieren mich so gern, und wenn ich ihnen endlich eine Antwort gegeben habe, herrscht wieder Ordnung auf der Welt. Ich kann wählen, was ich bin, ich kann mir mein Geschlecht aussuchen, ich kann mir meine Nationalität und meinen Namen und die Stadt meiner Geburt aussuchen, indem ich einfach nur den Mund aufmache. Niemand ist gezwungen, der Mensch zu sein, als der er geboren wurde, stattdessen kann man sich zusammensetzen wie ein Puzzle.

Allerdings muss man sich vorsehen: Um so zahllose Leben zu leben, muss man die Lügen, die man erzählt, durch immer neue Lügen decken, um sich dem Sog zu entziehen, der entsteht, wenn all die Lügen auffliegen. Ich glaube, dass die Menschen in meinem Land genau wegen dieser Lügen so frühzeitig altern und so jung sterben. Sie schützen ihr Gesicht wie eine Mutter ihr Neugeborenes und hüten sich beinahe wie Kriegstaktiker davor, in falschem Licht gesehen zu werden: Es gibt keine Lüge, keine falsche Geschichte, die sie nicht von sich erzählen würden, um die

Fassade aufrechtzuerhalten, ihre Würde zu wahren und ihre Ehre zu verteidigen bis ins Grab. Meine ganze Kindheit über hasste ich das an meinen Eltern, ich hasste es wie die Schmerzen verbrannter Haut oder das Gefühl lähmender Angst, und ich schwor, niemals so zu werden wie sie, mir nichts daraus zu machen, was andere Menschen über mich denken, keine Nachbarn zum Abendessen einzuladen, um sie durchzufüttern, obwohl ich mir nicht einmal selbst etwas zu essen leisten kann. Ich wäre kein Albaner, keine Albanerin, kein bisschen, sondern jemand anders, irgendjemand ganz anders.

In meinen schwächsten Momenten bin ich wahnsinnig traurig, weil ich weiß, dass ich anderen Menschen nichts bedeute, ich bin niemand, und das fühlt sich an wie der Tod. Wäre der Tod ein Gefühl, wäre es dieses: Unsichtbarkeit, ein Leben in schlecht sitzenden Kleidern, in drückenden Schuhen gehen.

Abends strecke ich manchmal die Hände aus, falte sie und bete, denn jeder hier in Rom betet und bittet Gott um Hilfe in schwierigen Situationen. So etwas steckt an, also bete ich dafür, am nächsten Morgen in einem anderen Leben aufzuwachen, obwohl ich nicht einmal an Gott glaube. Woran ich glaube, ist, dass sich das Verlangen eines Menschen nach einem bestimmten Aussehen und danach, sich auf eine bestimmte Weise verhalten zu können, unmittelbar auf die Breite seiner Schultern, die Dichte der Körperbehaarung, die Schuhgröße, seine Talente oder Berufswahl auswirkt. Alles andere kann man lernen –, eine neue Art zu gehen, eine andere Körpersprache, man kann üben, höher zu sprechen oder sich anders zu kleiden oder

Lügen zu erzählen, die gar keine Lügen sind, sondern eher eine Art der Existenz. Darum ist es am besten, wenn du dich darauf konzentrierst, Dinge zu wollen, und nie darauf, was passiert, wenn du sie bekommst.

Als ich in Italien ankam, war ich mir sicher, dass ich hier einen guten Job finden würde, eine Person, die mich liebt, mit der ich eine Familie gründen könnte, für die ich mit meinem Leben eintreten würde. Ich war mir ganz sicher, dass mich hier jemand finden und mein Potenzial entdecken und all das schätzen würde, was ich der Welt zu geben hatte. Ich wartete und wartete, ein Jahr, ein zweites und ein drittes, ich wartete, dass all diese Dinge endlich passieren würden, dass endlich jemand meine Besonderheit erkennen würde, aber den Behörden und Sozialarbeitern waren meine Pläne und Wünsche völlig egal, sie lachten über meinen Traum, an der Universität Rom Psychologie zu studieren, obwohl ich ihnen erklärte, dass ich alle Standardwerke mehrmals gelesen hatte. *Solltest du nicht lieber einen Beruf lernen?*, fragten sie. *Du hast nicht mal einen Schulabschluss, in deinem Alter haben die Leute hier längst einen, manche sogar schon einen Uniabschluss*, sagten sie und schickten mich nach Hause, um mir über meine begrenzten Möglichkeiten klar zu werden: eine Laufbahn im Bau- oder Dienstleistungsgewerbe, ein Leben, das nicht nennenswert besser wäre als das, das ich hinter mir gelassen hatte.

Je mehr Zeit verging, desto deutlicher merkte ich, dass ich mich nicht mehr besonders oder einzigartig fand, und ich habe das Gefühl, dass dies das Schlimmste ist, was einem Menschen passieren kann, denn wenn es etwas gibt,

was einen leidenschaftslos macht, wenn es etwas gibt, was jemanden dazu bringt, an Gott zu glauben, dann das. Man klammert sich nur an die Äste, die man erreichen kann, und gibt sich mit seinem Schicksal zufrieden. Nur dann sieht man das Licht, erkennt die Tatsache, wie selten der Mangel an Rechten und Chancen dazu führt, um sie zu kämpfen.

Jeder einzelne meiner Tage, die ich in dieser Stadt verbringe, in diesen unterschiedlichen Leben, ist sinnlos und unbedeutend, deshalb kann ich auch all die Jahre, in denen ich Neues gelernt und mich in fremde Sprachen eingefunden habe, einfach den Abfluss hinunterspülen. Am lächerlichsten ist, dass ich mich während meiner ganzen Kindheit und Jugend für schön, begabt und intelligent gehalten habe – für eine Zusammensetzung von Eigenschaften, mit denen man nur Erfolg haben kann. Ich lerne schnell, ich habe mich nie gescheut, mich anzustrengen, und es immer genossen, wenn mich die Dinge, die ich lernte, herausgefordert haben, es hat mir eine riesige Genugtuung verschafft, eine schwierige Gleichung zu lösen. Ich habe nie an mir gezweifelt, infrage gestellt, dass ich erfolgreich sein würde, denn ich habe immer so lange und hart gearbeitet, bis ich in allem, was ich anfang, der Beste war.

Und trotzdem bin ich in ein Leben geraten, in dem ich darüber nachdenke, wie ich mich am schmerzlosesten auslöschen könnte. Ich erlebe Tage, an denen ich mich nicht einmal traue, den Mund aufzumachen, um mich zu bedanken oder jemandem einen schönen Tag zu wünschen, es sind Tage, an denen ich nur dazu fähig bin, so auszusehen, als wüsste ich, wohin ich gehe, als gehöre ich in diese

Stadt. Diese Tage sind nicht die Tage meines Lebens. Das bin nicht ich, der auf den Toiletten von Restaurants und Cafés zwanghaft Urin- und Kotspritzer wegwischt, damit niemand, der nach mir auf die Toilette geht, denkt, ich hätte eine solche Sauerei hinterlassen. Es ist ein anderer, ein Gespenst, das an den Rändern meines Schattens lebt.

\* \* \*

An irgendeinem dieser Tage gehe ich auf der Via della Minerva durch die Innenstadt, links von mir liegt das Pantheon und sieht aus wie die Figur eines zusammengekrümmten albanischen Mannes. Von den langen, gepflasterten Straßen tun mir die Füße weh, ich stolpere und schwanke wie ein Tausendfüßler. Endlose Touristenmassen fließen wie ein Bach durch die Straßen, immer scheint die Sonne, die Cafés sind den ganzen Tag geöffnet, vor den Eisdielen stehen ungeduldige Kinder aufgereiht wie Mülltüten auf einer staubigen Deponie.

Ich kann nicht atmen, die Luft sammelt sich als feuchte Wolle in meiner Kehle, und der pausenlose Lärm auf dem Platz unterbricht meine Gedanken, und als ich mir die Hand auf die nasse Wange lege und mit den Fingernägeln den Schweiß abziehe, ist es, als würde sich eine Hautschicht von meinem Gesicht lösen.

Ich gehe auf die andere Seite des Platzes, fort von den Menschen, und frage mich, worüber die Leute vor mir reden. Die paar Worte, die ich verstehe, hören sich an wie die Verkündigungen von Wahnsinnigen. Bestimmt reden sie über die gleichen Dinge wie alle anderen auch. Jemand erzählt, zum Beispiel diese Mutter dort, die auf die vier-

zig zugeht, dass heute der erste Todestag ihrer Mutter sei, und eine andere, ihre gleichaltrige Freundin, sagt, sie habe sich mit ihrem Partner gestritten, weil sie Meinungsverschiedenheiten über die Erziehung der Kinder hatten, dann weinen sie oder trösten sich gegenseitig, überlegen gemeinsam, was sie als Nächstes tun, wie sie am besten umgehen sollen mit ihrem jeweiligen Unglück.

Hier haben die Menschen Zeit, ihre Wunden zu lecken, sich für den Rest ihres Lebens von etwas vollkommen Gleichgültigem traumatisieren zu lassen, sie haben Zeit, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr über den Sinn des Lebens nachzudenken, darüber, was sie damit anfangen sollen, was einmal aus ihnen werden soll, während in meiner Heimat Neugeborene an Fieber und Unterernährung sterben, Männer für die Familienehre erschossen werden und Frauen, die vor ihren Männern flüchten, mit Waffen umgebracht werden, die die Männer ihrer eigenen Familie der Familie des Ehemanns zur Hochzeit geschenkt haben. Man begräbt sie, und so bricht der nächste Morgen an, und niemand findet Zeit, sie zu betrauern, niemand zerbricht sich den Kopf über so etwas, weil keiner die Zeit hat, über die Mahlzeit des nächsten Tages hinauszudenken, und niemandem kommt in den Sinn, sich zu fragen, bin ich so geworden, weil mein Vater starb, als ich sechzehn war, oder womöglich, weil meine Eltern sich trennten, als ich klein war, oder etwa, weil man mir erst als Erwachsenen erzählt hat, dass ich adoptiert wurde. Denn als hungriger Mensch denkt man an etwas ganz anderes – an das Fett, das Salz, den Zucker der nächsten Mahlzeit –, und wenn man nichts zu essen hat, denkt man daran, wie

einem plötzlich schwarz vor Augen werden kann, bevor man ohnmächtig wird, um dann vor Hunger zu sterben.

Sind die Italiener glücklicher als die Albaner, weil sie so gründlich über sich selbst und ihre Träume nachdenken, weil sie sich so leidenschaftlich streiten, mit diesem Eifer, der sie durch die Tage trägt, und der nicht einmal echt zu sein scheint, sondern nur versucht zu kaschieren, dass sie nicht wissen, wer sie eigentlich sind und was sie wollen, obwohl sie ihr ganzes Leben damit verbringen, immer wieder auf diesen Fragen herumzukauen. Daraus schöpfen sie Kraft und die Tiefe ihres Lebens, und das kann ich nur verachten.

Ich ziehe meinen engen Rollkragenpullover weiter herunter, korrigiere den Sitz meines ausgestopften Büstenhalters und ziehe die bis zur Mitte der Oberschenkel reichenden Jeansshorts hoch. Ich schaue auf die nebeneinanderhergehenden schlanken, schönen Frauen, die stolz ihre Sommerkleider tragen, und ich beneide sie. Ich beneide sie um ihre Namen, Julia oder Celia oder Laura. Ich beneide sie darum, wie sie auf ihren hohen Absätzen gehen, beneide sie um ihre hohen Stimmen und darum, wie sie reden, als würde sie keine einzige Sorge dieser Welt etwas angehen. Ich beneide sie darum, dass sie ihren jetzigen oder zukünftigen Männern Kinder schenken können – ich beneide sie um all das, was ich niemals haben werde, nicht trotz aller Hoffnung der Welt und auch nicht, wenn ich alles dafür geben würde. Alles, was ich jemals erreichen kann, ist eine Kopie ihres Lebens, eine Fotografie, auf der ich fast so aussehe wie sie, aber nicht ganz, eine Lüge, die aus dem Nichts geschaffen werden muss.

Ich komme auf die Piazza Navona, ein länglicher Platz mit drei pompös verzierten Springbrunnen, der mittlere sieht mit seinem stolzen, spitz zulaufenden Obelisk aus wie eine zarte italienische Frau. Auch dieser Platz ist überfüllt mit Touristen, die Münzen in die Brunnen werfen, obwohl das, was sie sich wünschen, mit Sicherheit etwas vollkommen Lächerliches ist: Sie wollen wahrscheinlich ihren verlorenen Geliebten zurückbekommen oder sie wünschen sich, dass ihr Partner ihnen mehr Aufmerksamkeit schenkt. Aber ich verstehe sie trotzdem, denn so lautet der alte Fluch: Alle wollen das, was sie nicht haben können, und jeder hat das Gefühl, diese Leerstelle kann das Licht keines einzigen neuen Tages mehr ertragen.

Die Piazza Navona sieht genauso aus wie die anderen Plätze Roms: Rings um den gepflasterten Platz stehen blasse Gebäude, die Straßen zwischen ihnen sind gerade so breit, dass man hineinpasst, ohne zu ersticken. Die Häuser stehen so dicht nebeneinander, dass die ganze Stadt wie eine einzige Häuserreihe, wie eine Kaserne, aussieht und die Autobahnen, die sie umgeben, eher Stacheldrahtzäunen gleichen, die die Menschen auf Abstand halten. Plötzlich erscheinen mir die Gebäude um mich herum bedrohlich, Unheil verkündend, und die Steine unter meinen Füßen lecken mir die Fußsohlen, als wären sie bereit, sie abzubeißen.

Ich schaffe es, tief einzuatmen und weiterzugehen, mir fallen Tropfen aus den Augen wie eine Flüssigkeit aus einem Infusionsschlauch, und einen Moment lang glaube ich, dass es regnet, aber dann sehe ich, dass keine einzige Wolke am Himmel steht. Ich komme auf den Ponte Um-

berto I., stehe in der Mitte der Brücke, schaue erst nach rechts, dann nach links, auf die Engelsburg, die wie eine verderbende Orange aussieht, auf Menschen, die pausenlos Fotos machen, auf grüne Bäume, die entlang der Fußwege am Fluss alle paar Meter gepflanzt worden sind, auf das fließende, trübe Wasser des Tiber, dann gehe ich über die Straße, die zur Piazza dei Tribunali führt, und noch ein Stück weiter, bis ich an der langen Zunge ankomme, deren Stufen zur Burg hochführen, dem einzigen Ort, wo weit und breit keine Fußgängerüberwege mehr zu sehen sind und die Autofahrer sich trauen, etwas schneller zu fahren.

Ich schaue kurz zurück und denke, dass ich nicht lange werde warten müssen, und doch vergehen ein paar Minuten, bis die Reifen eines ausreichend großen Autos in meinen Ohren vibrieren und ich auf die Straße laufe.

I



Tirana  
*1990-1991*



Die Murmeln  
*Sommer 1990*

Ich bin vierzehn Jahre alt, nicht mehr ganz jung, aber auch nicht alt genug, um wirklich ernst genommen zu werden. Ich gehe mit meinem nach Schweiß riechenden Vater Hand in Hand durch die Innenstadt von Tirana. Wir laufen über den Skanderbeg-Platz und am Nationalmuseum vorbei, auf dessen Fassade das Mosaik eine Gruppe Albaner in Nationaltracht zeigt, mit emporgehobener albanischer Fahne, Schusswaffen, Armbrüsten und Pfeilen. Wir kommen an eine riesige Kreuzung und eilen am Rand des Basars entlang. Verbrannt aussehende Männer haben an den Straßenrändern ihre sich biegenden Tische aufgebaut, sie versuchen, gefälschte Uhren, Zigaretten, Skanderbeg-Kognak und unnützen Kram zu verkaufen: Feuerzeuge, Ziergegenstände, Mundharmonikas und traditionelle Instrumente wie Çiftelias und Tapani.

Mein Vater zieht mich hinter sich her wie einen widerwilligen Hund, und ich schaue hinüber zum Basar, der sich wie ein riesiger bunter Teppich über die Verkäufer mit ihrem Fleisch und all den Sachen, die sie verkaufen, gelegt hat. Hitze und Feuchtigkeit fluten von oben und unten und allen Seiten herein, und wenn ich mir vorstelle, wie die Menschen sich in den Eingeweiden des Basars drängen und fast ersticken, bin ich erleichtert, dass ich dort nicht sein muss. Die Straßenhändler nennen meinen Vater Herr

und mich Herzchen und versuchen, uns ihre Ware aufzuschwatzen, aber wir gehen schnell weiter, denn wir wissen beide, dass heutzutage alles Mögliche passieren kann. Ich könnte spurlos verschwinden, weggerissen werden von den Klauen irgendeines Passanten, gefesselt werden in irgendeinem Lieferwagen, oder ich könnte von der Hitze des Basars einfach verschluckt werden, wo hungrige Verkäufer mir in ihrer Verzweiflung die Organe herausreißen würden, um sie weiterzuverkaufen oder etwas ähnlich Grausames.

Nach einigen Kilometern kommen wir an einen Platz. Am Rand liegt überall Müll, und mein Vater greift sich an den Hinterkopf. Er trägt einen dunklen Anzug mit Weste, denselben, den er jeden Tag anhat. Er zieht die Jacke aus und hängt sie sich über den Arm, während er sich den Kopf reibt, sein weißes Hemd ist unter den Armen und an den Schultern feucht. Der Bus kommt bald oder er kommt ein bisschen später, aber wir warten, sagt er, denn ich will dich zur Festung Kruja bringen, er kneift die Augen zusammen, lässt die Kiefer zusammenklappen und atmet schwerfällig aus.

Mein Vater sieht gut, klug und edel aus, obwohl er vor Schweiß trieft, so als hätte jemand ein nasses Handtuch über seinem Kopf ausgewrungen. Er hat sich rasiert, und das Licht, das auf seine glänzenden Lederschuhe fällt, blendet mich. Als der Bus endlich auf den Platz rollt, erschrickt mein Vater, greift nach mir und führt mich Richtung Fahrzeug. Er gibt dem Fahrer Geld, dann gehen wir nach ganz hinten und setzen uns.

Ich denke darüber nach, wie glücklich es mich macht, wenn ich mit meinem Vater zusammen bin, und mir will

beim besten Willen nicht einfallen, wann wir das letzte Mal Zeit miteinander verbracht haben, nur wir zwei. Während ich neben ihm sitze, denke ich darüber nach, dass meine Freude irgendetwas damit zu tun haben muss, dass die Menschen immer seltener glücklich sind, dass Enver Hoxha tot ist und die Stadt nicht mehr dieselbe ist wie früher, dass die Menschen in Tirana so verzweifelt sind, dass ihre Sorgen aus den Wänden und Decken ihrer Häuser quellen wie die Papierfetzen und leeren Zigarettenspakungen aus den Abflussgittern der Straßen, sie werden aus der Kanalisation gespuckt und drängen aus den Ritzen im Boden auf die Straßen und wie Hochwasser hinein in die Häuser fremder Menschen.

Ich habe Kopfschmerzen, sagt mein Vater und versucht, das Fenster zu öffnen, aber es klemmt. Er lässt sich wieder auf seinen Platz fallen, und ich sitze stumm neben ihm. Ich habe Angst, ihm zu sagen, dass ich mich fürchte, denn der Fahrer rast wie ein lebensmüder Wahnsinniger über die Serpentina, die sich über den Berg nach oben windet. Die enge, schmutzige Straße ist voller Steinbrocken, Bodenwellen und Schlaglöcher, ich bin absolut sicher, dass die Reifen des Busses jeden Moment platzen. Jede Kurve ist scharf, und der Fahrer scheint darin das Tempo sogar zu beschleunigen, obwohl er überhaupt nicht sehen kann, ob uns Autos entgegenkommen. Die ungefähr fünfzig Meter tiefen Abgründe, in die der Bus jedes Mal zu stürzen droht, sieht er mit Sicherheit schon. Kapiert er nicht, wie nahe wir dem Tod sind? Ich schaue zu meinem Vater. Er hat die Augen geschlossen, der Mund steht offen, und ein Zwiebelgeruch breitet sich zwischen uns aus.

Wir sind da, mein Vater nimmt mich wieder an der Hand und führt mich einen steilen, holprigen Weg voller Menschen hinauf Richtung Festung. Rechts und links stehen ein paar Buden, die Schund, Handarbeiten, Süßigkeiten, Teppiche und Postkarten verkaufen. Als wir oben angekommen sind, wischt sich mein Vater mit dem Ärmel über die Stirn und deutet auf eingestürzte Mauern und einzelne Steinbrocken, auf eine Moschee, die ich von Bildern kenne, und auf das Skanderbeg-Museum, das wie eine riesige Kuh aus Stein aussieht und auf das wir nun zugehen.

Die weiße Statue in der Eingangshalle des Museums stellt Skanderbeg und seine Truppen dar. Ich denke, dass Skanderbeg ziemlich dicke Beine hat, die sich wie zwei Fässer aus der riesigen Rüstung schieben, er trägt einen Helm aus Metall mit der Abbildung eines Ziegenkopfes und einen weißen Umhang. In der linken Hand hält er ein Schwert, und er hat einen dichten Bart. Mein Vater zeigt auf die Männer hinter Skanderbeg und erzählt, dessen Armee habe mehr als zehntausend Soldaten gehabt, unter denen auch Lekë Dukagjini gewesen sei, nach dem der *Kannun* benannt sei, dessen Anweisungen und Regeln man nicht einmal eigens aufzuschreiben brauche, weil sie durch jede Vene eines Albaners mit Selbstachtung strömten.

Das Museum ist voller Kunstwerke, an den Saalwänden sind Rüstungen und Wappen aus der Zeit Skanderbegs aufgehängt, auf Tischen und in Vitrinen liegen Waffen, mit denen Menschen das Leben genommen wurde. Trotz seiner Kopfschmerzen und seines zunehmenden Schwitzens redet mein Vater ohne Unterlass, wie ein außer sich gerate-

ner Wespenschwarm. Vor Hunderten von Jahren drangen die türkischen Ottomanen in Albanien ein und verheerten unser wunderschönes Land, und das sagt er mit dröhnender Stimme. Mit der Devşirme, der Zwangsrekrutierung junger Männer und Jungen, erzwangen sich die Ottomanen in Albanien Verstärkung für die Reihen ihrer Janitscharen, und die albanischen Fürsten mussten ihnen ihre Söhne überlassen, um zu garantieren, dass sie den Befehlen des Sultans folgten – andernfalls konnte es passieren, dass der Sultan den Fürstensöhnen das Rückgrat brach.

Einer dieser auserwählten Knaben war Gjergj Kastrioti, sagt mein Vater, und genau von diesem Ort hier, von der Festung Kruja aus, beherrschte das Geschlecht der Kastriotis sein Land, fügt mein Vater hinzu. Gjergj Kastrioti, der den Namen Skanderbeg angenommen hatte, gelang es, seine Heimatstadt von der Besetzung durch die Ottomanen zu befreien und sie nicht ein Mal, nicht zwei Mal, sondern drei Mal zu verteidigen. Als mein Vater erzählt, wie Skanderbeg zum Zeichen des Sieges eine Fahne mit seinem Familienwappen, einem doppelköpfigen Adler, auf der Burg Kruja hisste, bin ich unheimlich stolz auf mein Heimatland und auf Skanderbeg, und als mein Vater erklärt, wir Albaner seien die Nachkommen Skanderbegs und der alten Illyrier, zeige ich ihm mein stolzestes Lächeln.

Dann sagt mein Vater, Skanderbeg ist der berühmteste Albaner der Welt, denn er war noch keine zehn Jahre alt, viel jünger, als du jetzt bist, fügt er hinzu, als man ihn und seine drei Brüder nach Edirne in den Dienst von Sultan Mehmed I. schickte, damit sie in der ottomanischen Armee ausgebildet wurden. Der Sultan wollte seine Geiseln

zu türkischen Soldaten machen und zum Islam bekehren, aber Gjergj Kastrioti beugte sich dem Willen des Sultans nicht. Er wurde ein Soldat, wie es noch keinen gegeben hatte, ein Kriegsstratege, ein Kämpfer ohnegleichen, der in einem Vierteljahrhundert nur zwei Schlachten verlor. Skanderbeg kehrte irgendwann nach Albanien zurück mit der Absicht, das Land von der türkischen Besatzung zu befreien, was ihm selbstverständlich gelang, und heute, fügt mein Vater hinzu, liegt sein Geist über ganz Albanien, das Herz eines unsterblichen Mannes pulsiert in dem schwarzen doppelköpfigen Adler der Flagge, und die den Adler umgebende rote Farbe ist das unablässig vergossene Blut eines unsterblichen Volkes.

Mein Vater erwähnt auch Skanderbegs heldenhaftes und intelligentes Pferd, das treu an der Seite seines Herrn kämpfte und von dem die Legende sagt, es habe schneller und länger galoppieren können als jedes andere Pferd auf der Erde. Laut meinem Vater ließ sich das Pferd nach Skanderbegs Tod von niemanden je wieder reiten, und aus irgendeinem Grund macht diese Geschichte den größten Eindruck auf mich. Vielleicht konnte das Pferd in die Zukunft sehen und wusste, dass es einen Mann auf seinem Rücken getragen hatte, an den niemand jemals heranreichen würde, einen Mann, der niemals stirbt.

Zuerst kamen die Türken, sagt mein Vater leiser, als hätte sich ein Kranz des Kummers schwer auf seinen gesunkenen Kopf gelegt. Dann die Italiener, als dieses fette Meer-schwein Mussolini den feigen König Zog davonjagte, der wiederum alles Gold mit sich nahm, das er tragen konnte, nach England, in die Vereinigten Staaten und nach Frank-

reich verschwand, um ein Leben in Saus und Braus zu führen, fährt mein Vater fort. Jetzt ist er schon fast wütend. Dann kamen die Deutschen, und dann kamen alle anderen. Alle wollten sie dieses wunderschöne bergige Land besetzen, weil es stark ist und weil die sägezahnförmigen Bergrücken nichts anderes sind als – natürlich – das Maul einer reißenden Bestie, und wie sehr ist sie bereit, jedem dahergelaufenen Volk oder Staat in den Hals zu beißen. Er verstummt und fährt mit den Händen durch die Luft, als würde er sich einen unsichtbaren Weg bahnen.

Oben auf dem Hügel bleiben wir stehen und bewundern die Landschaft, die Aussicht ist atemberaubend. Kruja sieht aus wie ein verrosteter Teller, die Bunker, die auf den grünen Wiesen ruhen, scheinen wie Raumschiffe, und weiter weg umschlingen die Straßen die Bergflanken wie ein Geschenkband. Wir gehen weiter, mein Vater sagt, von noch weiter oben würde man bis aufs Meer schauen können. Dann bleibt er stehen und stößt mit der Schuhspitze in den staubigen Boden. Du glaubst nicht, wie viele gute Männer hier ihr Leben verloren haben, wie viel Blut dieser Sand hier aufgesaugt hat, fängt er an. Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel Blutvergießen hier stattgefunden hat, fährt er fort, wie vieler Männer Gott hier gestorben ist, wie viele Götter hier in den Bergen verloren gegangen und in ihren ewigen Wintern begraben worden sind. Er verstummt wieder, und das Pompöse in seiner Stimme macht mir langsam Angst, denn jetzt stelle ich mir vor, wie all die toten Männer ausgesehen haben müssen: Sie liegen übereinander, ihre Gliedmaßen sind gebrochen, und ihre in den Sand gesickerten Eingeweide sehen wie zäher, öliger

Teig aus, der Sand, der an ihren Körpern klebt, ist unachtsam darübergestreutes Mehl.

Als wir Hand in Hand wieder nach unten gehen, bleibt mein Vater vor dem Tisch eines Straßenhändlers stehen und kauft mir Murmeln in einem kleinen, aus Baumwolle gefertigten Beutel, den man mit Schnüren zuziehen kann. Ich finde, sie sind zu teuer, aber meinem Vater ist das egal, er ist entschlossen, sie mir zu schenken, auch wenn er für dasselbe Geld so viel Mehl, Salz und Zucker kaufen könnte, dass wir ziemlich lange etwas davon hätten. Als er dem Verkäufer das Geld reicht, lässt er meine Hand los, und ganz plötzlich kommt es mir vor, als wäre ich sehr weit weg von zu Hause und als wäre mein Vater noch weiter weg von mir. Dummkopf, flüstert der Mann, der das Geld von meinem Vater nimmt. Mein Vater scheint überhaupt nicht mitzukriegen, wie man ihn verspottet, und das macht mich so wütend, dass ich diesem niederträchtigen Mann am liebsten auf die Schulter springen will, um ihm die Augen auszukratzen, ich begnüge mich aber damit, ihn böse anzustarren.

Ich stecke die Murmeln ein, spüre ihr anklagendes Gewicht auf meinem Oberschenkel, als wir dem Stadtzentrum entgegenwatscheln wie zwei Enten. Und als wir uns kurz auf einen Stein in der Nähe der Bushaltestelle setzen, gebe ich meiner Lust nach und hole sie hervor. Die Stirn meines Vaters sieht aus wie ein im Ofen gebackener Schinken. Ich untersuche die Kugeln, es sind zwölf Stück, und sie sind vollkommen rund, blau, grün, türkis und gelb schattiert, und wenn ich sie gegen das Licht halte, schimmern sie in allen Farben gleichzeitig. Mein Vater erklärt

mir, dass jede Murmel, die es auf der Welt gibt, einzigartig ist. Ich nicke und umschlieÙe die Kugeln mit der Faust. Mir tut der Kopf weh, sagt mein Vater wieder und drückt meine Hand zwischen seinen Händen. Seine Haut ist rau, die kurzen, dicken Finger sind feucht wie frisch gelesene Kartoffeln.

Ich bin krank, sagt er schließlich und hustet kurz, ich merke, dass ihm unwahrscheinlich heiß sein muss, denn es sieht fast so aus, als käme mit jedem Ausatmen Dampf aus ihm heraus. Er zieht die Hände zurück und stützt sich auf die Knie, und im selben Moment fallen mir die Murmeln aus der Hand und rollen über den Boden vor uns, obwohl ich eigentlich überhaupt nicht überrascht bin von dem, was mein Vater mir sagt. Die Kugeln klickern gegeneinander und verteilen sich überall, rollen in die Ritzen zwischen den Steinen und in den Sand neben der Bushaltestelle, und als mein Vater sagt, ich müsse jetzt stark und mutig sein, wird mir klar, warum er mich hierhergebracht und mir all die Geschichten über Skanderbeg erzählt hat.

Mein Vater hustet wieder. Ich sammle die Kugeln ein, stecke sie zurück in den Beutel, und als ich die letzte von ihnen nicht finde, drehe ich den Kopf in die andere Richtung und breche in Tränen aus, ich bedecke das Gesicht mit den Händen. Noch nie in meinem Leben hatte ich so sehr nicht weinen wollen. Ich starre auf meine Schuhe, auf die Frauen, die weit weg Hand in Hand über die Straße gehen, auf den Wald, in den ich rennen möchte, und ich weiß plötzlich nicht mehr, was ich mit meinen Händen und FüÙen tun soll. Ich greife nach der Hand meines Vaters und ziehe mich an ihn, so dicht, dass ich die Hitze seines

Körpers fühlen kann. Ich ersticke fast, ich weine völlig losgelöst, gegen ihn, um ihn, doch mein Vater weint nicht, er atmet nur und hustet und keucht und schiebt mich schwer von sich, weil es ihn Mühe kostet, sich auf den Beinen zu halten, bis der Bus nach Tirana vor der Haltestelle hält.

Im Bus ist mein Vater still, und seine Augen sind geschlossen. Ich drücke den Kopf gegen die Sitzlehne, bade im Rot der untergehenden Sonne, meine Gedanken sind klar wie die stille Meeresoberfläche nach einem heftigen Sturm, und mit einem Gefühl unerklärlicher Ruhe schaue ich an meinem Vater vorbei hinaus aus dem Fenster, auf die vorbeiziehenden Dörfer, auf die Bunker an den Dorfrändern, an Berghängen und in den Tälern, und ich habe überhaupt keine Angst mehr. Ich grabe die Kugeln aus der Tasche, doch als mir die verloren gegangene Murmel und das Flüstern des Verkäufers einfallen, kommen mir wieder die Tränen. Für einen Moment ist mein heftiges Schluchzen fast nicht auszuhalten, aber als das abgrundtiefe Schuldgefühl langsam schwächer wird und ich die Murmeln wieder einpacke, überwältigt mich das unbedingte Bedürfnis, dem auf der anderen Seite des Ganges allein sitzenden Jungen, der deutlich jünger ist als ich, zu sagen, dass wir alle in diesem Bus sterben werden.

Der Junge sieht mich an wie einen Verrückten und richtet den Blick dann wieder aus dem Fenster. Ich aber behalte ihn wie ein Geier im Auge, ich spüre, wie sein Organismus sich erwärmt, ich sehe, wie seine Gedanken bedrohliche Schreckensmomente heraufbeschwören, und eine Sekunde später sage ich zu ihm, dass auf diesen Straßen schon Hunderte Menschen gestorben sind, manche